

# „Triadische Beziehung“ – Martin Buber weiterdenken – Ein Versuch

## *Vorbemerkung*

Die nachfolgenden Überlegungen stellen keine fertigen Gedanken dar, sondern vielmehr einen Versuch, der auch angestoßen wurde durch die Buber'sche Betonung der Ich–Du–Beziehung gegenüber der Ich–Es–Beziehung. In diesem dialogischen Denken kommt der Dritte nicht ausdrücklich vor. Entwicklungspsychologisch, psychotherapeutisch wie theologisch scheint mir der darin nicht thematisierte Dritte jedoch immer wichtiger zu werden – insbesondere für das Gelingen von Ich–Du–Begegnungen. Vielleicht findet sich in meinen Überlegungen auch ein Nachhall zu der Rede von der vaterlosen Gesellschaft. Als Priester wie als Psychotherapeut geht es mir sowohl um das liebende Gelingen von zwischenmenschlichen Beziehungen wie um das Leben mit dem lebendigen Gott. Beides scheint strukturell im Menschen etwas miteinander zu tun zu haben. Dieser Bogen ist weit gespannt. Vielleicht zu weit, insbesondere angesichts der Versuche, dem Bogen mit einigen Überlegungen gleichsam einen anfanghaften Unterbau zu geben.

## *1. Das Thema Nähe und Distanz in Beziehungen und in den Buber'schen Grundworten*

In vielen Fortbildungswochen mit pastoralen Mitarbeitern und Supervisionen mit verschiedenen Berufsgruppen sprechen Teilnehmer immer wieder die Frage nach Nähe und Distanz an; stets implizieren sie Erfahrungen von Ambivalenz, meist insbesondere mit der erlebten Nähe und Intimität: Freude und Harmonie im Verständnis und in der Nähe des anderen – bis hin zu übertriebenen Anhänglichkeiten seitens der Ratsuchenden oder auch beider. Schwierigste Fälle dieser Frage sind übergriffiges Verhalten und sexueller Missbrauch durch Männer und (seltener) Frauen in verschiedenen helfenden Berufen – Seelsorger, Ärzte, Psychotherapeuten, Lehrer oder auch Vorgesetzte (Machtgefälle) – Ausbeutung von Nähe, Ausbeutung des anderen. Distanz wird andererseits mit Unbehagen als Unnahbarkeit befürchtet oder als schmerzliche Trennung, aber auch als wohltuende Sachlichkeit und Objektivität gerade im Blick für den anderen und auf die Freiheit oder Befreiung von einengenden Umklammerungen.

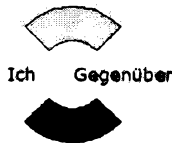
Es braucht keiner ausführlichen Belege: Harmonie und Trennung sind „Grundthemen des

menschlichen Zusammenlebens“ (METZGER 2000, 11), als Symbiose und Individuation (M. MAHLER et al. 1975) sind sie zentrale Begriffe psychodynamischer Entwicklungspsychologie. Das unterschiedliche Erleben von Nähe und Distanz und die damit verbundenen Spannungen sind der Stoff unzähliger Paar- und Ehekonflikte – also von existentiell zentralsten „interpersonalen“ Beziehungen (vgl. u.a. STIEMERLING 2000; WILLI 2002). Nähe und Distanz scheinen auf den ersten Blick auch mit den beiden Grundworten oder Beziehungsmodi nach MARTIN BUBER zu korrelieren.

MARTIN BUBER beginnt sein Werk „Ich und Du“ (1923) mit der Art, wie dem Menschen die Welt ist aufgrund seiner Haltungen zur Welt:

„Die Welt ist dem Menschen zwiefältig nach seiner zwiefältigen Haltung. Die Haltung des Menschen ist zwiefältig nach der Zwiefalt der Grundworte, die er sprechen kann. ... Das eine Grundwort ist das Wortpaar Ich–Du. Das andre Grundwort ist das Wortpaar Ich–Es.<sup>1</sup> ... Somit ist auch das Ich des Menschen zwiefältig. Denn das Ich des Grundworts Ich–Du ist ein andres als das des Grundworts Ich–Es.“<sup>2</sup>

## Zwei Grundworte



Ich-Es (Er, Sie)

Ich-Du

28.01.2007

[www.caritaswissenschaft.uni-freiburg.de](http://www.caritaswissenschaft.uni-freiburg.de)  
Theologische Fakultät



Das Grundwort Ich–Du kann nach BUBER *nur* mit dem ganzen Wesen des Menschen gesprochen werden, das Ich–Es jedoch kann nie mit dem *ganzen* Wesen (aber doch mit dem Wesen) gesprochen werden.

Im Grundwort Ich–Es geht es um Erfahrung – Erfahrung von etwas, das auch Menschen sein können. „Wo aber Du gesprochen wird“ – so BUBER – „ist kein Etwas.“<sup>3</sup> Deshalb ist Erfahrung – stets Erfahrung von etwas – „Du–Ferne“, Nicht–Beziehung.<sup>4</sup> Hier ist offenkundig sehr stark der Aspekt der Distanz und Getrenntheit vom anderen angesprochen. Eine zumindest leicht negative Tönung dieses Aspektes lässt sich nicht verhehlen.

Umgekehrt heißt das für BUBER auch konkret: „Du grenzt nicht.“<sup>5</sup> Dieses „Nicht–Grenzen“ scheint für BUBER *Beziehung* auszumachen:

„Das Grundwort Ich–Du stiftet die Welt der Beziehung“<sup>6</sup>.

Und *diese Beziehung erfüllt alles*:

„Stehe ich einem Menschen als meinem Du gegenüber, spreche das Grundwort Ich–Du zu ihm, ist er kein Ding unter Dingen und nicht aus Dingen bestehend. Nicht Er oder Sie ist er, von andern Er und Sie begrenzt. ... Sondern nachbarnlos und fugenlos ist er Du und füllt den Himmelskreis. Nicht als ob nichts anderes wäre als er: aber alles andere lebt in seinem Licht.“<sup>7</sup>

Hier geht es in positiver Weise um Harmonie mit dem anderen und um stark verspürte Nähe. Das Fehlen von Grenzen, „nachbarnlos und fugenlos“, wie das Du den Himmelskreis füllt, klingt sogar ein glückliches symbiotisches Erleben an, erfüllende Vereinigung in harmonischer Begegnung. Dies meint wohl auch Bubers vielleicht fast am häufigsten zitiertes Satz:

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung.“<sup>8</sup>

BUBER stellt fest, dass es Menschen gibt, die mehr Ich–Es–Beziehungen leben – Menschen, die auf unterschiedliche Weise Distanz und Trennung zu anderen halten; und andere, bei denen die Ich–Du–Beziehung vorherrscht, die Verbindung, Begegnung, harmonische Übereinstimmung herstellen. Erstere sind für BUBER mehr Eigenwesen, letztere aber mehr Person.

Mir ist hier eine Nebenbemerkung wichtig – nämlich dass jeweils von *mehr oder weniger* die Rede ist – also vorherrschenden Trends, die nicht ausschließen, dass es auch anders geht und tatsächlich auch andere Momente bei diesen Menschen geben mag. Auch in allen weiteren Überlegungen geht es in aller Regel nicht um alles oder nichts, schwarz oder weiß, ganz oder gar nicht – sondern eher um so Übergewichte, vorherrschende Trends, Einseitigkeiten in meist noch beeinflussbaren Entwicklungen.

Der Trend, dass die Verbindung das Eigentliche ist, wird besonders deutlich, wo REGINE KATHER in ihrer jüngst erschienen Studie „Person“ zur Sicht BUBERS schreibt:

„Der Mensch ist umso personhafter, je stärker in der menschlichen Zwiefalt seines Ich das des Grundworts Ich–Du ist.“<sup>9</sup>

Ich–Es als Grundwort ist eher negativ besetzt: Das zwiefältige Ich „ist die notwendige und besondere Form, unter der sich die Welt erschließt. Für die Person ist das Ich lediglich der unverzichtbare Ausgangspunkt für die Öffnung zur Welt und das In–Beziehung–Treten zu Anderen. Das Eigenwesen dagegen sieht sein Ich als Mittelpunkt der Welterschließung. Es überschreitet sich nicht auf anderes hin, sondern zentriert dieses um sich. Die Welt soll zu seinem Bild und Gleichnis werden.“<sup>10</sup>

KATHER fügt jedoch auch ein Caveat an: Die Begegnung zwischen Ich und Du in ihrer „Unmittelbarkeit“ soll – trotz des obigen Buber–Wortes, „Du grenzt nicht“<sup>11</sup> (10) – nicht Symbiose bedeuten. KATHER betont:

„Begegnung gibt es nur zwischen sich unterscheidenden und damit einander von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehenden Personen. Verbundenheit setzt Trennung und Verschiedenheit voraus und beinhaltet sie.“<sup>12</sup>

Offenkundig ist in vielen Begegnungen z.B. in helfenden Berufen aber auch von Liebenden den beiden Protagonisten oder zumindest einem von ihnen unklar, welche Verbundenheit nun in erfüllender oder verletzender Weise symbiotisch ist, nah, echt oder nur scheinbar harmonisch ist. Umgekehrt kann gerade die Lösung aus der Fusion Befreiung bedeuten, Aufbruch zu neuen Möglichkeiten, aber auch Unfähigkeit zu oder Angst vor Intimität und echter Ich–Du–Begegnung. Nähe wie Distanz, Harmonie wie Trennung können sowohl regressiv als auch progressiv sein.

Dabei stimme ich KATHER grundsätzlich zu im Sinne von: Progressive Verbundenheit setzt Trennung und Verschiedenheit voraus und beinhaltet sie zugleich als eine, die im Dienst progressiver Verbundenheit *auch regredieren kann* und dann die Trennung flexibel wiedergewinnen kann.

Der Akzent im dialogischen Denken Bubers liegt für mein Empfinden auf dem Gelingen und dem Glück von Nähe und Begegnung – alles andere lebt im Licht des Du.<sup>13</sup> Es ist fast, als würde ein über beide Ohren Verliebter vom Du der Geliebten sprechen, die seine ganze Welt verzaubert.

Meine *These*, die ich im folgenden anhand von Beispielen mehr illustrierend andeuten als umfassend belegen kann, lautet: *Damit in vielfältiger Weise Begegnungen gelingen können und nicht zu Gefängnissen oder fusionären Verschmelzungen werden, die Leben letztlich zerstören, braucht es eine triadische Beziehungsfähigkeit. Sie entwickelt sich lebensgeschichtlich und braucht wesentlich die Bezogenheit zu einem „Dritten“.* Wofür seitens der Entwicklungspsychologie eine Prädisposition in der menschlichen Neurobiologie und Psyche angenommen wird, ist auch eine Entsprechung im christlichen Menschenbild erkennbar, das eine solche Prädisposition des Menschen ebenfalls annimmt bzw. postuliert.

## 2. Entwicklungspsychologische Erkenntnisse und Überlegungen

Anfang der 70er Jahre konzipierte die amerikanische Kinderpsychoanalytikerin MARGARET MAHLER anhand von systematischen Mutter–Kleinkind–Beobachtungen verschiedene Phasen der frühkindlichen Entwicklung zur „psychischen Geburt des Kindes“<sup>14</sup> als einem emotional genügend stabilen eigenständigen Ich. Während die Annahme eines primären Autismus im ersten Lebensmonat von der späteren Säuglingsforschung (v.a. nach DANIEL STERN, JOSEPH LICHTENBERG u.a.) inzwischen weitgehend revidiert wurde, wird doch die zweite Phase – zwischen dem 2. und 6. Monat etwa – weiterhin als symbiotische Phase der besonders engen Beziehung zwischen Mutter und Baby bezeichnet. Das Baby fühlt sich in vielen Situationen der gelingenden Interaktion (im Unterschied zu den frustrierenden Momenten von Blähungsschmerz oder Hunger) ganz eins mit der Mutter, es erlebt die Mutter in wichtigen Zeitspannen nicht als getrennt von sich. Ganz Überein-

stimmung, ganz Harmonie, ganz Vereinigung – fast wie eine Wiederherstellung der intrauterinen warmen Einheit.

In der Entwicklungspsychologie war die Aufmerksamkeit lange ausschließlich auf die Mutter–Kind–Beziehung konzentriert, ja fixiert. Sie ist und bleibt fundamental und stellt viele Weichen; sie bildet die erste – hoffentlich „genügend gute“ – fördernde Umwelt für die Reifungsprozesse des Kindes.<sup>15</sup>

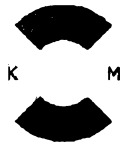
In diese besondere Beziehung zwischen Säugling und Mutter als Dyade kommt Bewegung nicht nur durch die somatischen und kognitiven Reifungsprozesse im Kind und durch die nährenden, streichelnden, pflegenden und in all dem kommunizierenden Verhaltensweisen der Mutter, sondern auch (und damit verbunden) durch den Dritten. „In der psychoanalytischen Vorstellung des frühen Mutter–Kind–Paares ist es der Vater, der sowohl als Störenfried als auch als Befreier (Stork 1974) die Symbiose zur Triade erweitert.“<sup>16</sup> Im Sinn meiner These ist zu verstehen, wenn HANS–GEERT METZGER in seiner Studie zum dynamischen Wechselspiel von Dyade und Triade sagt: „Diese frühkindliche Dynamik bleibt als eine allgemeine Bewegung von Regression und Progression, von Fusion und Separation im ganzen menschlichen Leben erhalten.“<sup>17</sup> Aus den frühkindlichen Interaktionen und Beziehungen entwickelt sich im Kind eine internalisierte psychische Struktur, die bedeutend, ja prägend und bestimmend für seine späteren Beziehungsweisen und –muster wird.

Dabei geht es hier gar nicht zuerst um die berühmte ödipale Konfliktsituation, die für die Psychoanalyse S. FREUDS so zentral (wie bei seinen Gegnern verpönt) war. Sie wird in der Regel zwischen 3 und 6 Jahren angesiedelt. Der Vater als Dritter spielt schon viel früher eine Rolle, so dass in der Psychoanalyse seit den 70er Jahren (beginnend wohl mit M. MAHLERS Mitarbeiter ABELIN) von der „frühen Triangulierung“ die Rede ist.<sup>18</sup> Die Versuche, diese vorsprachlichen psychischen Prozesse zu erfassen, sind in vielem hypothetisch und verschieden; die Entwicklungspsychologie gesteht dies ein und sucht das Verständnis sowohl mit minutiösen empirischen Beobachtungen als auch mit fast träumerischem Einfühlen auszuweiten und zu vertiefen.

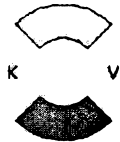
Die beobachtende Säuglingsforschung hat erwiesen, wie Säuglinge bereits im ersten halben Lebensjahr auch zum Vater, wenn auch weniger intensiv, eine lustvolle dyadische Beziehung haben können, die unverbunden neben der zur Mutter (und affektiv „blasser“) besteht.

# Erste Dyaden „nebeneinander“

---



Dyade Kind-Mutter



(daneben: Dyade  
Kind-Vater,  
„blasser“)

---

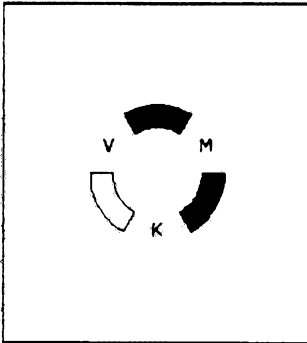
28.01.2007

[www.caritaswissenschaft.uni-freiburg.de](http://www.caritaswissenschaft.uni-freiburg.de)  
Theologische Fakultät



Es wird darüber hinaus angenommen, dass für die psychische Entwicklung des Säuglings noch wichtiger ist, ob die Mutter selbst in ihrem psychischen Innenleben eine liebevolle Beziehung zum Vater (bzw. zu einer dritten Person) hat, während sie sich in der intensiven Dyade mit ihrem Kind befindet. In den überaus sensiblen Abstimmungsprozessen zwischen Kind und Mutter wird dem Kind gewahrt, dass es für die Mutter eine Welt außerhalb des Kindes gibt – und aus der das Kind ausgeschlossen ist – eine liebende Beziehung sogar, aus der es ausgeschlossen ist.

## „Frühe“ Triangulierung



Triade Kind-Mutter-  
Vater

Mutter ist nicht nur in  
liebender

Beziehung zum  
Kind, sondern auch  
zu „einem Dritten“  
– Kind „außen vor“

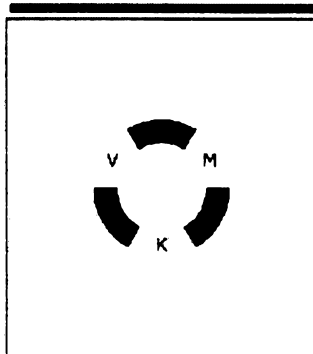
Lacan: „Nom du père  
– Non du père“

28.01.2007

[www.caritaswissenschaft.uni-freiburg.de](http://www.caritaswissenschaft.uni-freiburg.de)  
Theologische Fakultät



Diese innere Repräsentanz des Vaters in der Mutter wirkt (für die psychische, kognitive Entwicklung) im wahrsten Sinne des Wortes herausfordernd für das Kind; es entsteht anstelle der zweidimensionalen Verbindung zur Mutter ein psychischer, dreidimensionaler Raum für Denken und Symbolisierung. Es erfährt vom („Namen des) Vater(s); „nom/ non du père“; LACAN““, es erfährt sich ausgeschlossen („non“) und zugleich aufgenommen in eine Welt mit anderen außerhalb seiner selbst und der Mutter, in eine Welt mit Grenzen und symbolischer Anwesenheit von (guten, geliebten) Abwesenden. Es wird ebenso gestört in der Harmonie mit der Mutter wie aus ihr herausgelockt oder –gezogen und befreit. Es entwickelt eine – zumindest innerpsychische – Beziehung zu einem Dritten und zur Repräsentanz einer (mütterlichen) Beziehung zu einem Dritten, der nicht Mutter ist. Dies hilft ihm – gleichsam als Schutz – gegen den regressiven Sog zurück in die mütterliche Symbiose, die seine schrittweise Individuation wieder zu verschlingen droht.



Triade:  
 Beziehung Kind-  
 Mutter  
 Beziehung Kind-Vater  
 Beziehung Mutter-  
 Vater

28.01.2007

www.cantawissenschaft.uni-erfurt.de  
 Theologische Fakultät



In einem Ende 2006 begonnenen Forschungsprojekt über jugendliche Mütter und ihre Kinder wird in den Erzählungen der jungen Mütter, die in einer Einrichtung speziell für sie leben, spontan immer wieder deutlich, wie stark sie sich auch mit dem Vater des Kindes innerlich beschäftigen (in vielen Fällen haben sie regelmäßig Kontakt zu ihm) – und wie dies auch für ihre Interaktion mit ihren Kindern wohl relevant sein wird.

### *3. Überlegungen zur „Triadischen Beziehung bzw. Struktur“ in verschiedenen Beispielen und Situationen*

#### *3.1 Im pädiatrischen Kontext*

Auf die Bedeutung des Vaters oder Dritten als realer Bezugsperson für das Kind wie auch als innere Repräsentanz der Mutter im Umgang mit dem Kind machten zunächst besonders klinische Erfahrungen aufmerksam. So schildert RAIMBAULT aus einer Balint-Gruppe die Erfahrung eines Kinderarztes<sup>19</sup>:

Er behandelte einen kleinen Jungen, „dessen Fieber und Durchfall sich in wenigen Tagen dramatisch steigerte, so daß der Arzt zunehmend beunruhigt war. Als auch noch der Urin ausblieb, wollte er ihn schließlich ins Krankenhaus einweisen. Die Mutter, die zuvor mehrfach die Meinung geäußert hatte, daß ihr Sohn genauso wie sie selbst sei, suchte dies zu verhindern. In dem folgenden Dialog sagte der Arzt zur Mutter:

„Glauben Sie nicht auch, gnädige Frau, daß Sie diejenige sind, die sich nicht von ihm trennen kann?“<sup>20</sup> Er schob schnell noch nach: „Und genau das will ich tun, ihn von Ihnen



trennen. Irgendetwas klappt nicht so ganz zwischen Ihnen beiden, und ich will ihn isolieren“<sup>21</sup>

Unmittelbar nach dieser Äußerung geht der Arzt erneut in das Krankenzimmer des Jungen: „Ich kehre zurück, um ihn zu untersuchen. Auf der Schwelle zu seinem Zimmer sage ich, daß ich mit ihm allein sein will. Ich stelle mich neben ihn, fest entschlossen und fast ein wenig aggressiv. Ich palpiere ihn kaum. Sein Gesicht ist wie verwandelt, er erscheint zugleich kooperativer, weniger ängstlich und gesünder. Ich lasse ihn aufstehen. Neben dem Bett steht ein Nachtopf. Ich nehme den Topf und sage zu ihm: ‚Pinkele‘, und er pinkelt. ... Die Sache ist ausgestanden“<sup>22</sup>

METZGER erläutert weiter: „In dem nachfolgenden Gespräch erfährt der Arzt, daß das Kind durch künstliche Befruchtung von einem fremden Spender gezeugt wurde und der in der Wohnung anwesende Ehepartner nicht der Vater ist. Durch seine entschlossene Intervention trat der Arzt anstelle des Vaters erstmals zwischen die bis dahin weitgehend ausschließlich Mutter–Kind–Dyade und leitete damit eine trianguläre Entwicklung ein, auf die der Junge, als habe er sehnsüchtig darauf gewartet, augenblicklich reagiert.“<sup>23</sup> Das Beispiel demonstriert in exemplarischer Weise die gemeinte Funktion des Dritten. Er löst die innige und ausschließliche Zweierbeziehung, die zunehmend die Entwicklung des Kindes blockierte, auf und ermöglichte so weitere Entwicklung.

Der Entwicklungspsychologe MARTIN DORNES<sup>24</sup> weist in einem ähnlichen Zusammenhang auf die Problematik des plötzlichen Kindstodes hin. Seine Ausführungen kann ich nicht in der ganzen Differenziertheit wiedergeben oder gar diskutieren, sondern muss mich aus Zeitgründen auf die wesentlichen Kernpunkte beschränken:

„Ein wesentliches Ergebnis der Kleinkindforschung ist die Erkenntnis, daß der Säugling von Anfang an aktiv ‚mitspielt‘ (Lichtenberg 1983; Stern 1985; Brazelton/ Cramer 1989; Dornes 1993). Er hat trotz eingeschränkter Reaktionsmöglichkeiten präzise definierbare Erwartungen an seine menschliche Umwelt. Werden diese enttäuscht, dann reagiert er prompt und höchst empfindlich, und zwar global–vegetativ und mimisch–gestisch.“  
Stimmliche Melodie, Tempo, Rhythmus und die Körpersprache der Bewegungen, Gesten und Gesichtsausdrücke haben Wirkung auf den Säugling; diese Kommunikationsweisen lösen Affekte aus – bei Eltern wie bei Säuglingen.

Nun ist der plötzliche Kindstod eng an ein bestimmtes Lebensalter gekoppelt: „Der Häufigkeitsgipfel liegt um den dritten Monat herum, drei Viertel der Kinder sterben in den ersten sechs Monaten. Nach Vollendung des ersten Jahres stellt der plötzliche Kindstod eine Seltenheit dar. Die besondere Anfälligkeit für das plötzliche Sterben scheint durch ein ganz spezielles Entwicklungsstadium charakterisiert zu sein. ... Die Häufung des plötzlichen Kindstods zwischen zwei und sechs Monaten fällt nämlich interessanterweise in eine Zeit, die Stern (1985) in seinem bahnbrechenden Werk [*sic!* Die Lebenserfahrung des Säuglings] als die sozialste des ganzen Menschenlebens beschrieben hat. Der menschliche Säugling ist in diesem Alter so stark auf seine Betreuungsperson bezogen wie später nie mehr. Erstens kann das Kind noch nicht krabbeln und auch noch nicht gezielt greifen (diese Fähigkeiten entwickeln sich zwischen sechs und acht

Monaten). Seiner aktiven Exploration der Welt außerhalb der Dyade sind daher enge Grenzen gesetzt. Ein zweiter Grund für die beherrschende Stellung des dyadischen Partners ist, daß der Säugling sein Interesse an einem Gegenstand noch nicht mit der Mutter teilen kann. Er interessiert sich entweder für den Gegenstand oder für die Mutter, ist aber nicht in der Lage, den Umgang mit zwei verschiedenen Objekten zu koordinieren. Erst zwischen sieben und neun Monaten beginnen Mütter und Kinder über ein drittes Objekt *außerhalb der Dyade* zu kommunizieren. Vorher kommunizieren sie *miteinander*, aber nicht *über* etwas. ...<sup>25</sup> Mutter und Kind interessieren sich jetzt für etwas Drittes außerhalb der Dyade (...) Dieser Entwicklungsschritt hat eine Verfeinerung der Austauschprozesse zwischen Mutter und Kind zur Folge; gleichzeitig erschließt sich ‚Welt‘ und wird dem Säugling zugänglich.“<sup>26</sup>

„Zusammen mit der Fähigkeit zur aktiven Lokomotion und dem gezielten Greifen ermöglicht diese ‚Triangulierung‘ eine Ausweitung des Interessens- und Handlungsspielraums des Säuglings über die unmittelbare Beziehung hinaus. Die Ausweitung fungiert als Puffer und Halt, der dem Säugling ein Minimum an Schutz vor dem Einfluß interaktiver Störungen bietet, weil er nun Zugang zu einer Welt außerhalb der Beziehung hat, in die er auch ausweichen kann. In dem so erreichten Autonomiezuwachs sehen wir einen Grund für den Rückgang des plötzlichen Kindstods im zweiten Lebenshalbjahr.“<sup>27</sup>

Die sog. „Triangulierung“ schafft dem Kind „Handlungsspielraum“ und „Ausweichmöglichkeiten“, „Autonomie“ gegenüber der beherrschenden Stellung der Mutter in der Dyade. DORNES selbst führt wegen seiner Skepsis gegenüber der psychoanalytischen Sicht erst daran anschließend die mögliche Rolle des Vaters für diese Triangulierung an: „Zu dieser Hypothese paßt auch die Beobachtung von Stork, daß in vielen Fällen von plötzlichem Kindstod der Vater entweder eine randständige Figur ist oder von der Mutter aktiv aus der Zweierbeziehung zum Säugling ausgeschlossen wird. Deshalb spielt er als mögliches Korrektiv oder als Entlastungsfaktor kaum eine Rolle.“<sup>28</sup> Die Triade als reale und psychisch genügend gefestigte Struktur gibt Stabilität und Schutz gegen verschlingende Beziehungen und für den „Selbsterhalt“ in Beziehungen.

### 3.2. In der Psychotherapie

Aus meiner eigenen psychotherapeutischen Praxis will ich anonymisiert nur eine kleine, aber doch sehr bezeichnende Episode einer Patientin erzählen.

Es handelte sich um eine begabte 24-jährige Studentin, die trotz oder wegen einer engen und konflikthaften Beziehung zu ihrer Mutter zum Studium weit von zu Hause weg gezogen ist. Ihre Mutter rief sie mehrmals in der Woche an – dadurch hielten sie sich gegenseitig auf dem laufenden, wie die Studentin meinte. Sie ist die älteste und hat noch zwei jüngere Brüder. In der Anamnese erschien ihre Mutter stets als die aktive und engagierte, ihr Vater blieb eher blass und am Rand des familiären Geschehens; er war beruflich viel weg und ließ selbst wenn er zu Hause war v.a. die Mutter gewähren. Die Patientin litt immer wieder unter depressiven Verstimmungen und wirkte häufig, besonders bei

Begrüßung und Verabschiedung an den Rändern der Sitzungen unsicher. In einer besonders schwierigen Situation, in der es für sie um berufliche Weichenstellungen ging, änderte sie auf frappierende Weise das Telefonieren mit zu Hause. Sie sprach am Telefon mit ihrem Vater über ihre Entscheidungssituation, kaum und dann allenfalls einsilbig mit ihrer Mutter. Sie erklärte mir das auf ganz einfache Weise: Ihr Vater höre ihr zu und sehe die Dinge viel objektiver. Wenn sie mit ihrer Mutter darüber sprechen würde, würde die sie nur in ihre eigenen Probleme hineinziehen, die ihr dazu einfallen. Das würde sie nicht weiterbringen, sondern nur herunterziehen. Das könne sie gerade jetzt überhaupt nicht brauchen – noch weniger als sonst.

Tatsächlich war sie für ihre Mutter viel zu früh so etwas wie eine Freundin geworden, mit der Mutter alles mögliche besprach, was sie erlebte, und die sie andererseits stark kontrollierte und an ihr ihre eigenen Lebenswünsche realisiert sehen zu wollen schien.

Im Lauf der Therapie gewann sie nicht nur deutlich mehr Selbstwertgefühl und Sicherheit in der Beziehung zu Gleichaltrigen, sondern auch eine vertiefte Beziehung zu ihrem Vater und auf neue Weise nach einer verstärkten Phase reduzierten Kontakts auch zu ihrer Mutter. Die therapeutische Beziehung war einer Beziehung zu einem „Dritten“ vergleichbar, mit deren Hilfe sie sich sowohl aus der psychischen Umklammerung ihrer Mutter lösen als auch eine neue Beziehungsqualität mit ihren beiden Eltern (und anderen Dritten) entwickeln konnte.

### 3.3. In der „Fähigkeit zur Andacht“ (T. Moser)

Hier möchte ich zu einer Überlegung kommen, die die irreduzible Religiosität des Menschen, die im jüdisch–christlichen Glauben auf eine personale Beziehung zu Gott hin angelegt ist und darin ihre Erfüllung findet, auf ihrer psychischen Seite betrachtet – insbesondere von der Fähigkeit zur Andacht, von der in ganz unverdächtig Weise der Freiburger Psychoanalytiker TILMANN MOSER seit wenigen Jahren spricht.

Der Tübinger Psychoanalytiker HEINZ HENSELER führte in seinem Buch „Religion – Illusion? Eine psychoanalytische Deutung“ noch auf klassischen religionskritischen Pfaden die elementaren religiösen Phänomene und Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen Religionen auf ein elementares narzisstisches Bedürfnis zurück. Er schreibt:

„Allen diesen Phänomenen zugrunde liegt das elementare Bedürfnis nach Rettung aus Ohnmacht, Kleinheit, Unvollkommenheit, Abhängigkeit, Unsicherheit und der dringende Wunsch nach Macht, Größe, Vollkommenheit, Sicherheit durch Teilnahme an solchen Eigenschaften eines über alle Nöte erhabenen Wesens.“<sup>29</sup>

TILMANN MOSER kann diese Bedürfnislage zwar bestätigen – sie ist wichtig – doch sieht er wichtige Grundgefühle ausgelassen, wie etwa das Ergriffensein, Staunen, mit einem Moment von Feierlichkeit, die Andacht. MOSER schreibt:

„Ausgehend von Erlebnissen mit Patienten, auch von eigenen Kindheitserinnerungen, habe ich versucht, einen Zugang zu einem menschlichen Grundgefühl zu finden, das ein wichtiges, vielleicht das wichtigste Fundament von Religion bildet. Ich nenne es die Fähigkeit zur Andacht. Merkwürdigerweise habe ich es zuerst erlebt als eine Stimmung, die

zwischen mir und meinen Patienten entstanden ist.“<sup>30</sup> „Erst allmählich wurde deutlich, dass Kinder in einem bestimmten Alter, vielleicht zu verschiedenen Zeitpunkten in der Entwicklung, neben vielen anderen Möglichkeiten die Fähigkeit zur Andacht entwickeln, der eine wichtige Bedeutung für den Aufbau ihrer seelischen Welt zukommt. Es ist dann entscheidend, wie diese Fähigkeit zur Andacht aufgenommen wird und welche Inhalte Erwachsene in dieses kostbare Gefäß hineingießen. Wird der strenge Richtergott hineingegeben, dann kann das Gift der Lebensverneinung tief im Zentrum der Persönlichkeit sitzen.“<sup>31</sup>

Dies war Thema seines autobiographischen Buchs „*Die Gottesvergiftung*“<sup>32</sup> gewesen. Nun will MOSER jedoch auch die positiven Seiten der Fähigkeit zur Andacht herausstellen, da sie seines Erachtens „eine gewaltige Quelle von Kraft und seelischem Reichtum ist“<sup>33</sup>. Zum einen weist MOSER hin auf die Andacht von Müttern beim Stillen, die ebenso wissen, „dass der Säugling, wenn Gier und Hunger beseitigt sind, in diese Andacht einbezogen ist“<sup>34</sup>. Hier könnte man nur an symbiotische Verschmelzung denken. Doch dabei bleibt MOSER bemerkenswerter Weise doch nicht stehen.

Für ihn gibt es zum andern „einen Zusammenhang zwischen dem Gefühl der Andacht, dem Erleben eines eigenen Selbst ... und der Wahrnehmung einer nicht zum Selbst gehörigen Außenwelt, sei es die Mutter, sei es die Natur.“<sup>35</sup> Und weiter: „Es scheint mir sogar nicht unwahrscheinlich, dass Beimengungen von Andacht in jedem starken Gefühl mitgehalten sind, weil Andacht und Selbsterleben in Verbindung mit etwas Drittem eng verknüpft sind.“<sup>36</sup> Umgekehrt können darum mit dieser Fähigkeit zur Andacht auch unterschiedlichste starke Gefühle verknüpft werden – bis hin zu quälenden Ängsten oder heftigen Aggressionen: „Schrecken wie Geborgenheit, Panik und Freude, Schmerz wie Lust“. Wichtig ist mir hier besonders der Anklang an etwas oder jemand Dritten. Moser führt dies jedoch nicht triadisch aus. Stattdessen betont er den Hintergrund genügend guter Geborgenheit bei der Mutter, damit keine kompensatorische Andacht als Flucht vor der Realität entsteht. Die Mutter „ist für das kleine Kind in ihren Dimensionen so riesig, reich, überraschend und doch vertraut, unheimlich und plötzlich wieder bergend und auch gegen das Unheimliche im eigenen Innern wie in der Außenwelt einsetzbar. Sie bildet eine Matrix für alle späteren Transzendierungen.“<sup>37</sup>

Doch auch hier scheint das „Dritte“ auf, sei es im eigenen Innern wie in der Außenwelt. MOSER setzt voraus, dass das Kind bereits einen symbolisch-kognitiven psychischen Innenraum entwickelt hat – in dem es sich zur Mutter wie auch zu „dritten“ Bezugspersonen in Beziehung finden und verhalten kann. Diese können dem Kind sogar zur vorschnellen Flucht vor der Mutter dienen (defensive Progression<sup>38</sup>) – dann sucht sich das Kind eine kompensatorische Andachtswelt, die zu einer defensiven oder neurotischen Religiosität führen dürfte – „dann nämlich, wenn das Erleben mit der Mutter so negativ getönt ist, dass sich zu wenig an ihr dafür eignet, als bergend, heilsam oder heilig symbolisiert und später transzendiert zu werden. Auf jeden Fall bleibt die Mutter Auslöserin und Brücke zur Welt der Andacht, auch wenn die Brücke vom Kind später ausgebaut werden muss zur Flucht vor der Mutter oder zum Trost angesichts einer unerträglichen Wirklichkeit.“<sup>39</sup>

Es klingt so, als würde – wieder einmal von den Psychotherapeuten – der Mutter allein alle Verantwortung aufgebürdet. MOSER legt m.E. in der Tat zu wenig Gewicht auf das Gelingen einer Triangulierung in der psychischen Struktur des Kindes. Er selbst weist nicht auf die Entwicklung und Öffnung psychischen Raumes selbst hin, welche durch die psychische und reale Präsenz eines liebevollen und geliebten Dritten ermöglicht, ja „heraus-gefordert“ wird. Es klingt erst später wieder, leider nur angedeutet, an, wo MOSER von frühen Bezugspersonen im Plural spricht:

„Mutter und frühe Bezugspersonen bleiben zunächst auch bestimmend dafür, was in die Gefäße der Andacht als kulturell oder religiös vermittelter Inhalt gegossen wird“<sup>40</sup>.

Immerhin führt MOSER seine Erkenntnis einer frühkindlichen Entwicklung der Fähigkeit zur Andacht zu deren therapeutischer Beachtung und zur Förderung der Religiosität von Patienten:

„Der Therapeut ... sollte fromm und andächtig sein können, aber er muss nicht gläubig sein. Seine eigene Auseinandersetzung mit seinem Kinderglauben, egal ob dankbar oder verneinend, sollte hinter ihm liegen, sodass seine Antworten ... sich auf die verborgene oder erst wachsende Spiritualität seines Patienten zentrieren können.“<sup>41</sup>

Und weiter:

„Der Rückgriff auf Spiritualität als eine aus der Kindheit stammende, aber nicht kindlich gebliebene Fähigkeit zur Andacht hilft, Glaubensprobleme therapeutisch anzugehen, ohne zu werten. Was der Patient glauben soll oder was er nicht glauben soll, dies zu entscheiden ist nicht Sache der Therapie.“<sup>42</sup>

Mir scheint, die „Fähigkeit zur Andacht“ stellt ein wichtiges Korrelat der Entwicklung der Fähigkeit zu triadischen Beziehungen dar, der kognitiven und affektiven Fähigkeit zur Symbolbildung aufgrund der Eröffnung psychischen Raumes durch eine Beziehung zu einem „geliebten und liebenden Dritten“.

### 3.4. In „ärztlicher Seelsorge“ (V. FRANKL)

Mit etwas Zögern nur möchte ich auch ein narratives Beispiel aus VIKTOR FRANKLS, des Begründers der Logotherapie und Existenzanalyse, Schrifftum aufgreifen, Zögern, weil es ein Erlebnisbericht von ihm aus dem Konzentrationslager ist. Wegen seiner zwar von FRANKL nicht selbst thematisierten, aber doch so deutlichen triadischen psychischen Struktur führt sie uns auch in unseren Überlegungen einen Schritt weiter.

FRANKL hatte bis Anfang der 40er Jahre in Wien in der Rothschild-Klinik noch als Psychiater arbeiten können, war dann aber als Jude mit seiner Frau und seinen Eltern interniert worden und nach mehreren Stationen ins KZ Buchenwald gekommen. Nur er überlebte von seiner Familie. Er schildert eine nächtliche Situation in der KZ-Barracke, die er selbst mit „Ärztliche Seelsorge“ überschrieb.

Nach einem für alle sehr schikanösen KZ-Tag war die Stimmung in der Baracke auf einem Tiefpunkt angelangt, als auch noch das schwache elektrische Licht ausfiel. In dieser Situation improvisierte der Blockälteste, wie FRANKL schreibt, „eine kleine Plauderei

über all das, was uns alle innerlich so sehr beschäftigte: er sprach über die vielen Kameraden, die in den letzten Tagen als Kranke oder Selbstmörder gestorben waren. Er sprach aber auch darüber, was der wahre Grund dieses Sterbens, der einen sowohl wie der anderen Art, gewesen sein mochte: das Sich-selbst-Aufgeben.<sup>43</sup> FRANKL schildert, wie der Blockälteste dann lästiger Weise ihn aufforderte, aus seelenärztlicher Sicht mehr dazu zu sagen, und wie er sich doch aufraffte, diese besondere Möglichkeit zu nutzen.

Er schreibt, er habe dargelegt, dass er seine eigene Wahrscheinlichkeit zu überleben, allenfalls auf 5% schätze – aber dass er nicht daran dächte, die Hoffnung aufzugeben und die Flinte ins Korn zu werfen. Niemand wisse die Zukunft. Er erinnerte danach an die Vergangenheit – „von all ihren Freuden und dem Licht, das sie noch in die Finsternis unserer Tage spendete“<sup>44</sup>, davon, dass alles, was sie erlebt, getan und gelitten haben, dass sie all das in die Wirklichkeit hereingerettet haben, ein für allemal, so dass es ihnen von nichts und niemand genommen werden könne. Und schließlich erzählte er seinen Kameraden davon, dass „menschliches Leben immer und unter allen Umständen Sinn habe, und daß dieser unendliche Sinn des Daseins auch noch Leiden und Sterben, Not und Tod mit einbegreife“<sup>45</sup>. Seine Kameraden hätten sich währenddessen kaum gerührt und ganz still dagelegen, allenfalls einmal ergriffen geseufzt. In MOSERS Sicht gewiss ein Moment besonderer Andacht – selbst in dieser schrecklichen Situation! FRANKL fährt seine Schilderung fort: „Und ich bat diese armen Teufel, die mir hier in der stockfinstern Baracke aufmerksam zuhörten, den Dingen und dem Ernst der Lage ins Gesicht zu sehen und trotzdem nicht zu verzagen, sondern im Bewußtsein, daß auch die Aussichtslosigkeit unseres Kampfes seinem Sinn und seiner Würde nichts anhaben könne, den Mut zu bewahren.“<sup>46</sup>

Und nun folgt, was ich für einen ganz besonders wichtigen triadischen Moment halte, wo FRANKL in seinen Mithäftlingen innere Bilder von abwesenden Dritten wachruft:

„Auf jeden von uns, sagte ich ihnen, sehe in diesen schweren Stunden und erst recht in der für viele von uns nahenden letzten Stunde irgend jemand mit forderndem Blick herab, ein Freund oder eine Frau, ein Lebender oder ein Toter – oder ein Gott. Und er erwarte von uns, daß wir ihn nicht enttäuschen und daß wir nicht armselig, sondern stolz zu leiden und zu sterben verstehen!“ (FRANKL 1982, 133) „Und ich erzählte ihnen von jenem Kameraden, der zu Beginn seines Lageraufenthaltes dem Himmel einen Pakt angetragen hatte: sein Leiden und sein Sterben möge dem von ihm so geliebten Menschen einen qualvollen Tod ersparen. Für diesen Mann war Leiden und Sterben nicht sinnlos, sondern – als Opfer – voll tiefsten Sinnes geworden. ... Und diesen letzten Sinn diesem unserem Leben hier – in dieser Lagerbaracke – und jetzt – in dieser praktisch aussichtslosen Situation – zu geben, das war das Bemühen meiner Worte.“ (FRANKL 1982, 134)

FRANKL gesteht am Ende seiner Schilderung ein, er habe nur selten die innere Kraft gehabt zu solchem letzten inneren Kontakt mit seinen Leidensgenossen<sup>47</sup>. Gerade diese Bemerkung lässt das triadische dieses Beziehungsgeschehens „ärztlicher Seelsorge“ nochmals deutlich werden: In einem besonderen Moment innerer Nähe mit seinen Mithäftlingen – wie in gemeinsamer „Andacht“ – ruft er bedeutsame „Dritte“ in wache Erinnerung, zu de-

nen die Leidensgenossen eine psychische Beziehung haben und deren Blick und Forderung sie imaginieren sollen. Die „ärztliche Seelsorge“ öffnet neuen psychischen Raum – innere Freiheit auch im Denken – durch diesen Verweis auf den „Dritten“, weg von FRANKL, dem Arzt, selbst.

### 3.5. Hinweise von MARTIN BUBER

In seinem Nachwort von 1957 zu „Ich und Du“ stellt MARTIN BUBER sich der Frage: „Wie verhält es sich mit dem Ich–Du–Verhältnis zwischen Menschen? Steht dieses denn immer in voller Gegenseitigkeit? Kann es das immer, darf es das immer?“<sup>48</sup>

Und er antwortet, es gebe „manches Ich–Du–Verhältnis, das sich seiner Art nach nicht zur vollen Mutualität entfalten darf, wenn es in dieser seiner Art dauern soll“<sup>49</sup>. Als Beispiele dafür nennt er das Verhältnis des echten Erziehers zu seinem Zögling, des Psychotherapeuten oder des Arztes zu seinem Patienten<sup>50</sup>: Wir könnten hier genauso die eingangs genannten pastoralen Mitarbeiter und Supervisionsteilnehmerinnen nennen, die nach der richtigen Balance zwischen Nähe und Distanz in ihren sehr den Mitmenschen zugewandten Aufgaben suchen.

BUBER meint: Sie müssen wohl des Zöglings oder Patienten in dessen Ganzheit inne werden, diese bejahen und dessen Situation erleben; doch umgekehrt dürfe der Zögling oder Patient zwar ebenfalls in ein Ich–Du–Verhältnis zum Erzieher oder Therapeuten eintreten und den anderen als Person meinen und bejahen; nicht aber dürfe er den Anteil des Erziehers oder Arztes an der gemeinsamen Situation erleben.

„Heilen und erziehen kann nur der gegenüber Lebende und doch Entrückte.“<sup>51</sup>

Somit kommt BUBER zu der Feststellung:

„Jedes Ich–Du–Verhältnis innerhalb einer Beziehung, die sich als ein zielhaftes Wirken des einen Teils auf den anderen spezifiziert, besteht kraft einer Mutualität, der es auferlegt ist, keine volle zu werden.“<sup>52</sup>

Wie in der frühen Triade das Kind erleben muss, dass ihm die Beziehung der Mutter zum Vater entzogen ist, so muss der Patientin bzw. dem Patienten auch der Arzt, Erzieher oder Therapeut teilweise entzogen sein, um so wiederum psychischen Raum für seine Heilung und Entwicklung eröffnet und gesichert zu bekommen. Ansonsten droht die helfende, ärztliche oder therapeutische Beziehung zu einer zweidimensionalen Kollusion zusammenzubrechen und beide miteinander zu verstricken – statt den Abhängigen *frei*–zu–setzen.

Mit BUBER ist hier eine weitere wichtige Dimension zu ergänzen:

„Am nachdrücklichsten wäre die normative Beschränkung der Mutualität wohl am Beispiel des Seelsorgers darzulegen, weil hier eine Umfassung von der Gegenseite her die sakrale Authentizität des Auftrags antasten würde.“<sup>53</sup>

Dieser dringende Hinweis expliziert die dramatische zusätzliche Dimension, die zu übergriffigem Verhalten, das stets das Zusammenbrechen triadischer Bezogenheit anzeigt, hinzukommt, wo nicht Ärzte, Therapeuten oder Erzieher die Nähe–Grenzen ihrer Anvertrauten nicht achten, sondern wo es sich um Seelsorger und Priester handelt, die als solche nicht nur

wegen einer wichtigen Hilfe, sondern genau „im Namen“ des ganz Anderen Dritten, im Namen Gottes als Beziehungsperson gesucht werden. Diese Bemerkung BUBERS über den Seelsorger ist innerlich ganz eng verbunden mit dem, was BUBER im Nachwort von 1957 als „mein wesentlichstes Anliegen“<sup>54</sup> (145) bezeichnet, „die enge Verbundenheit der Beziehung zu Gott mit der Beziehung zum Mitmenschen“<sup>55</sup>.

Die unvergleichlich wichtigste ist für BUBER die Frage:

„Wie kann das Du-Verhältnis des Menschen zu Gott, das die unbedingte und durch nichts abgelenkte Hinwendung zu ihm bedingt, dennoch alle anderen Ich-Du-Beziehungen dieses Menschen mit umfassen und sie gleichsam Gott zubringen?“<sup>56</sup>

Entscheidend ist für BUBER von Gottes Seite, von Gottes „Beziehung zu einem Menschen“<sup>57</sup> her sein absolute-Person-Sein. D.h. Gott ist Person, aber nicht wie andere Personen durch die Pluralität anderer Eigenständigkeiten relativierbar. Diese Absolutheit nehme Gott in die Beziehung mit auf, in die er zum Menschen tritt.

„Der Mensch, der sich ihm zuwendet, braucht sich daher von keiner anderen Ich-Du-Beziehung abzuwenden: rechtmäßig bringt er sie alle ihm zu und läßt sie sich ‚in Gottes Angesicht‘ verklären.“<sup>58</sup>

„Gottes Sprache an die Menschen durchdringt das Geschehen in eines jeden von uns eigenem Leben und alles Geschehen in der Welt um uns her, alles biographische und alles geschichtliche, und macht es für dich und mich zu Weisung, zu Forderung. Ereignis um Ereignis, Situation um Situation ist durch die Personensprache befähigt und ermutigt, von der menschlichen Person Standhalten und Entscheidung zu heischen“<sup>59</sup>.

Gerade mit der Perspektive auf den den Menschen zugewandten liebenden Gott ist dies letztlich nicht nur dialogisch, sondern als triadisch strukturiert zu verstehen.

#### 4. Schlussbemerkung: Konvergenz mit theologischer Anthropologie

Die Beziehung des Menschen zu Gott wird theologisch konstitutiv und strukturell mit dem Menschsein selbst verbunden. Als Gottes Ebenbild ist in jedem Menschen die Möglichkeit, das Potential, zur Entwicklung einer Beziehung zu Gott angelegt. In der scholastischen Begrifflichkeit ist diese dynamische Potentialität terminologisch deutlich formuliert: Der Mensch ist „*ad imaginem Dei*“, auf Gottes Ebenbild hin, geschaffen. Sie wird als Potentialität in der Pastoralkonstitution des II. Vatikanischen Konzils *Gaudium et spes* auch inhaltlich konkretisiert: Gottebenbildlichkeit des Menschen heißt, er ist

- „fähig, seinen Schöpfer zu erkennen und zu lieben“
- - und dies nicht isoliert, allein, als beziehungslose Monade, sondern in Beziehung; „denn von Anfang an hat er ihn ‚als Mann und Frau geschaffen‘ (Gen 1,27); ihre Verbindung schafft die erste Form personaler Gemeinschaft. Der Mensch ist nämlich aus seiner innersten Natur ein gesellschaftliches Wesen; ohne Beziehung zu den<sup>60</sup> anderen kann er weder leben noch seine *Anlagen* zur Entfaltung bringen.“ (GS 12)



Ohne dies zu explizieren stehen hinter diesen Potentialitäten zum Erkennen und Lieben die Darlegungen zur Gottebenbildlichkeit, die auf biblischer Grundlage Thomas von Aquin in der *Summa Theologiae* darlegte und ihrerseits triadische Aspekte erkennen lassen (etiam homo totius trinitatis est una imago, S.Th. I 35,2).<sup>61</sup>

Diese Potentialitäten und die Entwicklung der Fähigkeit zu erkennen und lieben in (triadischen) Beziehungswirklichkeiten haben auch ihre psychische und neurobiologische Seite – diese dienen jedoch weder als Beweis für Gott, noch können sie zur Reduktion Gottes auf ein psychisches Phänomen dienen. Sie zeigen nur, was im Menschen zur Entwicklung seines Potentials *ad imaginem Dei* als triadische psychische Struktur zur dialogischen Beziehungsfähigkeit, zur Andachts– und zur Liebesfähigkeit als Voraussetzung erforderlich ist.

## *Anmerkungen*

1 „wobei, ohne Änderung des Grundwortes, für Es auch eins der Worte Er und Sie eintreten kann.“ (BUBER 1923, 9).

2 BUBER 1923, 9.

3 BUBER 1923, 10.

4 Vgl. BUBER 1923, 16.

5 BUBER 1923, 10.

6 BUBER 1923, 12.

7 BUBER 1923, 15.

8 BUBER 1923, 18.

9 KATHER 2007, 68.

10 KATHER 2007, 73.

11 BUBER 1923, 10.

12 KATHER 2007, 76.

13 Vgl. BUBER 1923, 15.

14 Vgl. MAHLER et al. 1975.

15 Vgl. WINNICOTT 1974.

16 METZGER 2000, 11.

17 Metzger 2000, 11. KATHER (2007, 69f.) hat in diesem Sinne völlig recht: es handelt sich dabei um „keine zu vernachlässigende, nur entwicklungspsychologisch relevante Episode, die nach dem Erreichen eines selbstbewussten Geisteszustandes übergangen werden könnte.“ Dies soll mit meinem Beitrag auch verdeutlicht werden. KATHER selbst spricht nicht ausdrücklich von der Triade.

18 Vgl. für das folgende ausführlicher ERMANN 1993; SCHON 2001; FONAGY/TARGET 2003; auch KREJCI 1999

19 1977, zit. nach METZGER 2000, 15.

20 METZGER 2000, 15.

21 RAIMBAULT 1977, 189

22 RAIMBAULT 1977, 189.

**23** METZGER 2000, 15.

**24** DORNES 1997, 204.

**25** „Zeigt man z.B. auf einen Gegenstand, so wird das Kind bis zum Alter von etwa sieben Monaten auf die gezeigte Hand und nicht auf den gezeigten Gegenstand schauen. Erst ab acht Monaten folgt es der Zeigerichtung oder auch der Blickrichtung eines Erwachsenen. Dann wandert der Blick zum Gegenstand und von dort wieder rückversichernd zum Erwachsenen, wie wenn das Kind sich vergewissern will, daß beide dasselbe sehen.“ (DORNES 1997, 207)

**26** DORNES 1997, 207.

**27** DORNES 1997, 208.

**28** DORNES 1997, 208. Er fährt fort: „Eher im Gegenteil: die Häufung von plötzlichen Kindstod-Fällen an Wochenenden, an denen der ansonsten berufstätige Vater üblicherweise zu Hause ist, spricht für eine Mitbeteiligung ehelicher Konflikte am Geschehen (Gruen 1988/ 1993; Hillman 1991), die vom Säugling seismographisch registriert werden. Kleinkindforscher haben herausgefunden, daß schon drei Monate alte Säuglinge das affektive Klima der Beziehung ihrer Eltern wahrnehmen (Fivaz-Depeursinge et al. 1994).“

**29** HENSELER 1995, zit. nach MOSER 2003, 20.

**30** MOSER 2003, 23.

**31** MOSER 2003, 24.

**32** MOSER 1976.

**33** MOSER 2003, 27.

**34** MOSER 2003, 27.

**35** MOSER 2003, 28.

**36** MOSER 2003, 29.

**37** MOSER 2003, 32.

**38** Vgl. ERMANN 1993.

**39** MOSER 2003, 32f.

**40** MOSER 2003, 33.

**41** MOSER 2003, 43.

**42** MOSER 2003, 44.

**43** FRANKL 1982, 131.

**44** FRANKL 1982, 132.

**45** FRANKL 1982, 133.

**46** FRANKL 1982, 133.

**47** Vgl. FRANKL 1982, 133.

**48** BUBER 1923, 153.

**49** BUBER 1923, 154.

**50** Vgl. auch DÖRNER 2001.

**51** BUBER 1923, 156.

**52** BUBER 1923, 156. WERNER (1994, 93f.) unterscheidet nach folgendem Schema die unterschiedlichen Dialog-Typen nach BUBER:

Ich–Es–Relation: 1. Technischer Dialog (praktische Verständigung); 2. verkleideter Monolog (äußerlich ein Dialog)

Ich–Du–Beziehung (echter Dialog): 1. gegenseitig, nicht die ganze Person umfassend; 2. die ganze Person umfassend, nicht gegenseitig; 3. die ganze Person umfassend und gegenseitig.

53 BUBER 1923, 156.

54 BUBER 1923, 145.

55 BUBER 1923, 145f.

56 BUBER 1923, 157.

57 BUBER 1923, 157.

58 BUBER 1923, 159. Vgl. das „triadische“ Wort des hl. FRANZ VON SALES: „Die Liebe zu Gott wird nicht beeinträchtigt, wenn noch eine andere Liebe in uns wohnt, sofern diese nur die schuldige Ehrfurcht und das rechte Maß einhält gegenüber der göttlichen Liebe.“

59 BUBER 1923, 159f.

60 N.B.: Plural!

61 Vgl. ausführlicher u.a. BAUMANN, KLAUS (1996) *Das Unbewußte in der Freiheit. Ethische Handlungstheorie im interdisziplinären Gespräch*, Rom: Ed. PUG 1996, bes. Kap. 4 und 8.

#### Literatur:

BAUMANN, KLAUS (1996) *Das Unbewußte in der Freiheit. Ethische Handlungstheorie im interdisziplinären Gespräch*, Rom: Ed. PUG 1996.

BAUMANN, KLAUS (2004) Fähigkeit zur Andacht und Gottsuche. Kleiner Beitrag zu Tilmann Mosers psychoanalytischen Überlegungen zur Religion, in: *Theologie und Glaube* 94 (2004) 556–561.

BUBER, MARTIN (1923) *Ich und Du*, Heidelberg: Lambert Schneider 101979.

BUBER, MARTIN (1949) *Die Erzählungen der Chassidim*, Zürich: Manesse Verlag Conzett& Huber 1949. (150: Nähe und Ferne)

BÜRGIN, DIETER (1998) Psychoanalytische Ansätze zum Verständnis der frühen Eltern–Kind–Triade, in: VON KLITZING, KAI (Hrsg.) *Psychotherapie in der frühen Kindheit*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998, 15–31.

DIEM–WILLE, GERTRAUD (2003) *Das Kleinkind und seine Eltern. Perspektiven psychoanalytischer Babybeobachtung*, Stuttgart u.a.: Kohlhammer 2003.

DÖRNER, KLAUS (2001) *Der gute Arzt*, Stuttgart: Schattauer 2001.

DORNES, MARTIN (1997) *Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre*, Frankfurt: Fischer Tb 1997.

ERMANN, MICHAEL (1993) „Frühe“ Triangulierung, in: MERTENS, WOLFGANG (Hrsg.) *Schlüsselbegriffe der Psychoanalyse*, Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse 21995, 200–208.

FRANKL, VIKTOR E. (1977) *... trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager*, München: dtv 23. Aufl. 2003.

FONAGY, PETER (2001) *Bindungstheorie und Psychoanalyse*, Stuttgart: Klett–Cotta 2003.

FONAGY, PETER/ TARGET, MARY (2003) *Frühe Bindung und psychische Entwicklung. Beiträge aus Psychoanalyse und Bindungsforschung*, Gießen: Psychosozial–Verlag 2003, bes. 71–102.

HENSELER, HEINZ (1995) *Religion – Illusion? Eine psychoanalytische Deutung*, Göttingen: Steidl 1995.

HERZOG, JAMES M. (1998) *Frühe Interaktionen und Repräsentanzen: Die Rolle des Vaters in frühen und späten Triaden; der Vater als Förderer der Entwicklung von der Diade zur Triade*, in: BÜRGIN, DIETER (Hrsg.) *Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft*, Stuttgart/ New York: Schattauer 1998, 162–178.

HEUVES, WILLEM (2003) *Young adolescents: development and treatment*, in: GREEN, VIVIANNE (Ed.) *Emotional Development in Psychoanalysis, Attachment Theory and Neuroscience. Creating Connections*, New

York: Brunner–Routledge 2003, 189–208.

KATHER, REGINE (2007) *Person. Die Begründung menschlicher Identität*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007.

KREJCI, ERIKA (1999) *Psychogenese im ersten Lebensjahr*, Tübingen: edition diskord 1999.

MAHLER, MARGART/ PINE, FRED/ BERGMANN, ANNI (1975) *Die psychische Geburt des Kindes. Symbiose und Individuation*, Frankfurt: Fischer 1978.

METZGER, HANS–GEERT (2000) *Zwischen Dyade und Triade. Psychoanalytische Familienbeobachtungen zur Bedeutung des Vaters im Triangulierungsprozeß*, Tübingen: edition diskord 2000.

MOSER, TILMANN (1976) *Die Gottesvergiftung*, Frankfurt: Suhrkamp 1976.

MOSER, TILMANN (2003) *Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott. Psychoanalytische Überlegungen zur Religion*, Stuttgart: Kreuz 2003.

RAIMBAULT, GINETTE (1977) *Arzt, Kind, Eltern : Erfahrungen von Kinderärzten in einer Balint–Gruppe. In Zusammenarbeit mit GUIITE GUÉRIN*, Frankfurt: Suhrkamp 1977.

SCHON, LOTHAR (2002) *Triangulierung*, in: MERTENS, WOLFGANG/ WALDVOGEL, BRUNO (Hrsg.) *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*, Stuttgart: Kohlhammer 22002, 732–736.

SEGAL, HANNAH (1981) *Wahnvorstellung und künstlerische Kreativität. Ausgewählte Aufsätze*, Stuttgart: Klett–Cotta 1992.

STERN, DANIEL N. (1990) *Tagebuch eines Babys. Was ein Kind sieht, hört, fühlt und denkt*, München: Piper 41993.

STIEMERLING, DIETMAR (2000) *Was die Liebe scheitern lässt. Die Psychologie der chronisch gestörten Zweierbeziehung*, Stuttgart: Pfeiffer bei Klett–Cotta 2000.

TYSON, PHYLLIS/ TYSON, ROBERT L. (1997) *Lehrbuch der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie*, Stuttgart u.a.: Kohlhammer 1997.

VON KLITZING, KAI (1998) *Die Bedeutung des Vaters für die frühe Entwicklung. Entwicklungspsychologische Argumente für die Einbeziehung des ‚Dritten‘ in den therapeutischen Prozeß*, in: VON KLITZING, KAI (Hrsg.) *Psychotherapie in der frühen Kindheit*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998, 119–131.

WAHL, HERIBERT (1994) *Glaube und symbolische Erfahrung. Eine praktisch–theologische Symboltheorie*, Freiburg: Herder 1994.

WEIß, HEINZ (Hrsg.) *Ödipuskomplex und Symbolbildung. Ihre Bedeutung bei Borderline–Zuständen und frühen Störungen. Hanna Segal zu Ehren*, Tübingen: edition diskord 1999.

WERNER, HANS–JOACHIM (1994) *Martin Buber*, Frankfurt/ New York: Campus 1994.

WILLI, JÜRG (2002) *Psychologie der Liebe. Persönliche Entwicklung durch Partnerbeziehungen*, Stuttgart: Klett–Cotta 2002.

WINNICOTT, DONALD (1974) *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*, München: Kindler 1974.

*Der Andere in der Psychoanalyse. Figuren der Begegnung (Sonderheft Psyche 58)* 2004.

*The Third in Psychoanalysis (Special Issue of The Psychoanalytic Quarterly 73)* 2004.